

Jugendliebe [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573338>

Nutzungsbedingungen

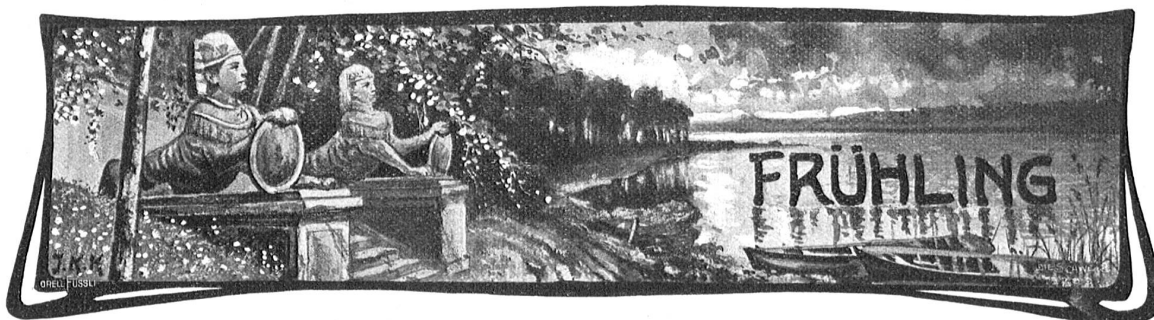
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



* Jugendliebe *

Novelle von Adolf Bögtlin, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Nun ist mir schon wieder besser, seit du da bist," bemerkte die Mutter dann ganz unvermittelt. „Ich habe dich zu lange nicht mehr gesehen. Es ist doch nicht gut, wenn eine Mutter ihre Kinder zu weit gehen läßt; denn ihr Herz lebt von ihrem Anblick. Was haben wir sonst auf der Welt, wir Mütter?“

Tränen flossen langsam über ihre Wangen. Sie wehrte ihnen nicht. Es zwang mich zu ihr nieder. Zum ersten Mal lag ich schluchzend an der Brust, die mir den Quell des Lebens gespendet hatte.

Sie beruhigte mich, wie sie es wohl in frühern Zeiten getan haben mochte: langsam und weich fuhr sie mit ihrer weissen Hand ihrem großen Kind über den Scheitel bis zum Nacken.

Auf einmal hatte sie ein leises Auflachen: „Du, Paul, hol' mir doch etwas zu essen! Mir ist, ich habe Hunger. Wahrscheinlich bin ich darum so arg heruntergekommen, weil mir so lange Zeit die Gf lust fehlte.“ Ich brachte ihr, was mein Hunger übrig gelassen hatte, und sie aß und trank mit voller Begierde, worüber sie gesprächig wurde und heiter zu erzählen vermochte.

In jener Nacht schlief ich, seit Monaten zum ersten Mal, so erquicklich, als hätte mir die Liebe mit eigenen Händen das Lager bereitet. Die folgenden Tage und Wochen waren ein freundliches Zusammensein; es war, als hätten die Tränen des Wiedersehens allen stummen Groll, der sich da locker, dort fest in unsere Herzen eingenistet hatte, hinweggeschwemmt. Die Mutter gab sich sichtlich Mühe, jedes Wort zu vermeiden, das mich hätte verletzen können. Daneben sorgte sie für den gesündlichsten Aufenthalt, den ich je zu Hause gehabt hatte, gab mir Geld zu Ausflügen mit euch ins Gebirge, während sie mich sonst in diesen Dingen äusserst knapp zu halten pflegte, und wenn wir beide miteinander ausgingen, nachdem sie sich wieder erholt hatte, ließ sie sich's etwas kosten, ein gutes Mädl zu bestellen. Ich vernahm

dann nebenbei, daß sie ein wertvolles Stück Bauland vor dem Stadttor habe verkaufen können.

Die Wochen kamen und verliefen so mild wie die Märzwinde. Wenn wir spazieren gingen und sich die Mutter dabei traulich auf meinen Arm lehnte, sahen uns die Leute nach und mochten uns für recht glücklich halten, als ein wandelndes Bild der Eintracht zwischen Mutter und Sohn; uns selber entging es damals wohl auch, daß die gegenseitige Nährung und Friedlichkeit von der Angst vor unumgänglich kommender Rücksichtslosigkeit und notwendig ausbrechendem Kriege eingegeben war.

Meine Bekenntnisfrist war ja um; ich sollte mich, ehe ich zum zweiten Mal nach Genf oder sonst an eine Universität verreiste, erklären, ob der Traum meiner Jugendliebe ausgeträumt sei. Ich bekannte der Mutter, als sie endlich danach verlangte, ohne Umschweife, daß ich mich oft gefragt und geprüft habe, aber mir nicht vorstellen könne, wie ich ohne meine Liebe, in der ich atme und denke und dichte, weiterleben sollte.

Darauf fiel meine Mutter mit einer Heftigkeit über mich her, als gälte es die Existenz der ganzen Familie, wie es denn ihr Ehrgeiz war, mich durch die Heirat mit einem Hause zu verbinden, dessen Reichtum und Glanz stark genug war, um auch unsere Familie darin aufleuchten zu lassen. Der einzige von ihren Söhnen, der durch das Studium eine Standeserhöhung zu erringen im Begriff war, sollte sich diese Erhöhung bei ihren Lebzeiten und mit ihrer Hilfe sichern und so gewissermaßen ihr eigenes Lebenswerk krönen helfen. Je deutlicher mir dies wurde, desto energischer leistete ich Widerstand; denn es schien mir soviel als Verrat am Höchsten und Heiligsten, mich um solcher Zwecke willen den Meinigen zu opfern; für den Wert materieller Güter und deren Vorteile für meine Person und meine Zukunft hatte ich damals, so wenig als ihr und überhaupt die meisten jungen, ideal veranlagten oder erzogenen Menschen, kein Verständnis und vermag sie heute noch

nicht so hoch zu schätzen, wie das die meisten Menschen tun. Wer viel besitzt, hat viel zu sorgen und findet weder die nötige Zeit noch Kraft, um aus seiner Seele ein stilles Bergwerk zu machen, welches edle, lebenspendende Entschlüsse zu Tage fördert, die wertvoller sind als Güter wie Gold und Edelstein.

Wir gerieten immer härter aneinander. Die Mutter kannte sich endlich selber nicht mehr, schrie, weinte und tobte; allein die grobe Leidenschaftlichkeit machte keinen Eindruck auf mich, da sie mich an feinere Bestimmungsmittel gewöhnt hatte. Mein Widerwille und meine Hartnäckigkeit stärkten sich an ihrer Wut. Je mehr Gründe sie zum Sturme heranzuführte, desto einfacher wurde meine Verteidigung, und endlich fand ich einen Weg, um mich in die Festung meiner Persönlichkeit zurückzuziehen. Hier konnte sie mir nicht beikommen, wenn sie nicht ihre ganze Erziehung zu Schanden machen wollte. Die Arme wußte sich nicht mehr zu helfen; außer sich und erschöpft ließ sie sich auf einen Stuhl nieder und vergrub unter schmerzlichen Zuckungen den Kopf in ihre Arme, die sie kreuzweis auf den Tisch vor sich hingeworfen hatte.

Lange verharrte sie so, während ich, von ihr abgewandt, wortlos am Fenster stand und mich um so tiefer in meines Wesens Kern verbohrt, je dichter draußen das Dunkel wurde.

Endlich fuhr sie vom Stuhle auf, zündete ein Licht an und schritt zum Sekretär. Mit raschem Griff öffnete sie und zog eine Schublade heraus.

„Hier,“ rief sie, „Paul, das alles ist für dich! Du kannst es verreisen, damit nach Palästina gehen — das war damals mein Traum — oder tun, was dir beliebt, wenn du endlich Schluß machst mit der Helenen-Geschichte!“

Sie wies auf eine Anzahl Goldstückrollen hin.

„Willst du oder willst du nicht?“

„Mutter!“

„Ich frage dich nochmals!“

„Mutter . . . Das ist ja teuflisch!“

„Meinetwegen, sei es so! Das ist mir gleichgültig; wichtig ist mir einzig und allein dein Bestes.“

„Als ob jemand wüßte, was seines Nächsten Bestes ist!“

„Ich bin deine Mutter.“

„Und darum soll ich wie ein Knecht mich hündisch unterwerfen, meinen Willen töten!“

Jetzt raffte sie sich zu einem letzten Schlage auf. „Genug des Streites! Wenn du mir den Gehorsam weigerst, so betrachte ich dich nicht mehr als meinen Sohn. Willst du auf eigenen Füßen stehen, so wirfst du wohl auch selber gehen wollen . . .“

Ihr fürchterlich erregter Blick ging nach der Tür. Ich war entsetzt. Auf so etwas hatte ich mich nicht

gefaßt gemacht. Nicht die Mutter sprach mehr zu mir, sondern das Weib, das unter allen Umständen seinen Willen haben wollte und dem selbst das grausamste Mittel nicht verwerflich schien, wenn es galt, einem lang erwogenen Lieblingsplan, in den es all seinen Ehrgeiz steckte, Gestalt zu verleihen.

Langsam schritt ich auf die Türe zu. Da stürzte sie mir nach, faßte mich beim Handgelenk und fleuchte: „Sag' ja, und es wird dir wohlgehen!“

„Reden wir nicht mehr darüber!“ entgegnete ich tonlos. „Sei so gut und gib mir noch etwas Geld, damit ich ins Ausland reisen und dort mein Brot verdienen kann!“

„Nimm, was du brauchst! Wenn du mürrisch geworden, kannst du wiederkommen, um das Uebrige auch noch zu holen.“

„Ich wünsche, daß du es mir gibst, Mutter!“

Sie griff nach einer Goldrolle, die ein paar hundert Franken enthalten mochte, und gab sie mir. Dann ging sie auf ihr Zimmer. Ich aber packte das Allernotwendigste zusammen in einen Handkoffer, und indem ich ihr unter Tränen durch die Türe „Lebewohl!“ zurief, verließ ich die Mutter und das Vaterhaus und ging in die Nacht hinaus.

* * *

Mein Plan war rasch gefaßt. Ich gewann noch den Spätzug nach Basel, um von hier am folgenden Morgen die Fahrt nach England anzutreten. In Helenens Nähe würde ich mir nicht ganz verlassen vorkommen, dachte ich. Auch war mir bekannt, daß in England reisende Schuster und Schneider an Privatschulen schon allerlei Unterricht in Wissenschaft und Kunst erteilt hatten, und war sicher, eine ähnliche Unterkunft zu finden.

Freilich fehlten mir im Gegensatz zu Helene, die ein regelrechtes Lehrerinnenpatent erworben hatte, alle pädagogischen Kenntnisse und jede Übung; allein ich wußte ja, wie meine Lehrer mit uns verfahren waren, und hoffte es nicht viel schlechter zu machen als meine Beispiele, jedenfalls besser als unser sonst ehrenwerter Religionslehrer, der uns das Gesangbuch um die Ohren schlug, wenn er uns die Schönheiten und Wahrheiten der Kirchenlieder recht gründlich einprägen wollte. Mit meinen Schicksalen als Jünger Pestalozzis will ich euch nicht belästigen. Es genüge euch zu wissen, daß ich, als meine Barschaft nahezu aufgezehrt war, mit einer ganz erbärmlich bezahlten Lehrstelle in Brighton, die mir eines der vielen Stellenbüreaus in London verschafft hatte, vorlieb nehmen mußte. Ein Trost war da: ich hatte freie Station und Kost. Als ich aber in Brighton ausstieg, war mein schöner Seidenhut freilich noch heil und unverpfändet; aber in der Tasche glänzte mir bloß noch ein einziges Sechzig-Pfennigstück, mit

welchem Vorrat ich bis zum Abschluß des ersten Quartals auszukommen hoffte. Das war meine Rechnung, die ich freilich ohne den Wirt, d. h. ohne den Dienstmann gemacht hatte, der mir dieses letzte Stück, am Ort meiner Bestimmung angekommen, gerade so lächelnd abnahm, wie ich es im Vollgefühl meiner finanziellen Unschuld ihm überreichte. Ich vergesse jenen Dienstmann nie.

Es ging trotzdem, mit Kniff und Knaff, indem ich weder die Hilfe des Schneiders, noch die des Schusters, noch endlich die des Wirtes in Anspruch nahm; ein menschenfreundlicher Zahnarzt, der an meinem Gebiß als einem echt germanischen die größte Freude bezeugte, brach mir unter jämmerlichen Schmerzen einen Zahn auf Kredit ab. Nur eines war schlimm: die ungenügende Kost. Nach einigen Wochen stellte sich bei mir infolge schlechter Ernährung heftiges Nasenbluten ein, was mich arg herunterbrachte und endlich Schwindelanfälle und Ohnmachten nach sich zog.

Was tun? Mitten im Trimester davonlaufen, das ging nicht an. Also blieb ich dem Satz der Väter treu: Wer da ausharret, der wird gekrönt.

Leicht war das Ausharren nicht. Stellt euch nur einmal mein Abendbrot vor, das von mittags zwölf bis morgens acht Uhr den angehenden Schulmeister ernähren sollte: einen flachen Teller Hafergrütze, eine durchsichtige Brotschnitte, ein Stück Käse, so groß wie ein wahrhafter Dominostein, und ein Kindergläschen voll braunen Biers; dazu ein langes Gebet, das der Prinzipal mit einer so glatten Eleganz sprach, daß man darüber alle Unebenheiten, die zwischen Geben und Nehmen liegen, eine ganze Nacht vergessen konnte, vorausgesetzt, daß die hungrigen Gedanken einem nicht den Schlaf vom Lager wegbellten! Wohlverstanden, diese Genüsse sollten einen Zwanzigjährigen aufrecht erhalten, der fleißig arbeitete, seine Kraft ausgab und daneben noch mächtig wuchs!

Einigermassen gefiel ich mir in diesem Martyrium: ich konnte doch einmal die Fähigkeit meiner Natur auf die Probe stellen und sehen, wie lange ich es aushielt, unter Zähneknirschen zu lächeln. Helene erfuhr von meinem Zustande nichts. Dagegen ließ ich in einem Brief entweder an dich, Hans, oder an dich, Adolphus — hier wandte sich der Erzähler mit einer zumutungsvollen Miene an mich — eine Hungerträne durchsickern. Ich schrieb mit einer Art Galgenhumor, daß ich seit einigen Wochen die Experimente unseres gemeinschaftlichen Schulkameraden Kleiner — der arme Kerl hat inzwischen auch schon ins Gras beißen müssen — allerdings unfreiwillig, fortsetze, der seinerzeit acht Tage lang eine Hungerkur betrieb, teils um den Willen zu stählen, teils um eine gewisse Ernährung des mensch-

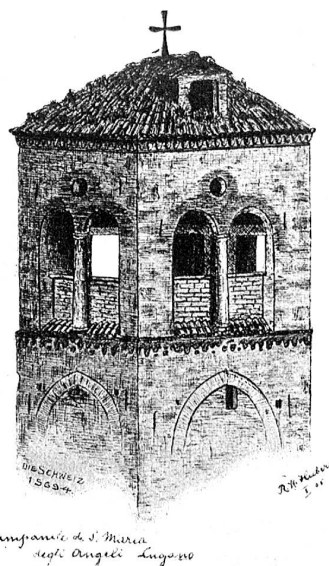
lichen Körpers durch die Luft nachzuweisen. Einer von euch beiden muß damals für Gerüche nicht ganz undurchlässig gewesen sein, und so kam die Nachricht meiner Mutter zu Gehör, die nichts Eiligeres zu tun hatte, als mir durch einen ältern Bruder eine

Fünfzig = Franken =

Banknote zu senden. Er versicherte mir zwar ausdrücklich, daß die Mutter nichts davon wisse; um so weniger konnte ich das glauben. Nun, ich fand, daß dieses grünspanfarbige Papier bedeutend nahrhafter sei als die blaue Luft. Es verhalf mir zu einer bescheidenen Gegenkur, die recht wohl anschlug, und mein Ausharren in der Lazarusgrube wurde durch die Verleihung eines Zeugnisses gekrönt, worin mich der Prinzipal vor allem als Gentleman hinstellte und mir durch gehörige Lobpreisung meiner übrigen pädagogischen Tugenden eine fettere Stelle verschaffte, wo mir der Gott der Armen, wie Simplicius mit dem Einsiedler betete, nicht nur das tägliche Brot gab, sondern auch die nötige Butter dazu.

Nachdem ich, von dem badelustigen und etwas weltlärmigen Brighton nach dem idyllischen Bournemouth übergesiedelt, von den Folgen meiner Entbehrungen mich erholt hatte, war mein erstes Sehnen — das mir zugleich als deutliches Symptom meiner Genesung galt; denn Kranke und Schwache haben immer genug mit sich selber zu schaffen — mit Helene einen Tag oder einige Stunden zusammenzusein. Ihr Brief auf meine Anfrage war ein freudiges Einverständnis.

Als wir uns an einem schönen Maienitag in London trafen, leuchteten ihre Augen mir sonnenhaft durch den Rauch und Dunst der mächtigen Bahnhofshalle entgegen, sodaß mir das Herz wie vor dem leidhaftigen Frühling aufging. Wir wanderten bald Arm in Arm, bald Hand in Hand den Themsestrand hinauf und hinab, und ich bekam nicht genug von ihrem munteren Geplauder. Vom Tower bis zur Westminster Abbey hinauf lagen fast auf allen Bänken frische Blumen und Blüten, die Liebespaare da vergessen oder zerpfückt hatten. Da ließen wir uns manchmal auf Augenblicke, manchmal auf Viertelstündchen nieder und lebten im Gefühl, als hätte die Welt uns und nur uns Blumen gestreut, und wir schwammen mit ihr in einem Meer von Glanz und Duft, das nur zeitweilig durch die Rauchwolken getrübt wurde, welche die Ramine der Dampfschiffe aufstießen. Die Wirklichkeit war mir ein rosiger Traum, an dem ich wohl den



ganzen Tag weitergeträumt hätte, wenn ich nicht durch Helene plötzlich mit der Frage aufgeweckt worden wäre: „Du, hast du nicht auch Hunger?“

Ich lachte eins heraus über die Aufrichtigkeit dieser Frage und bat um Entschuldigung für meinen Unverstand, der die hoch aus dem Norden hergereifte Liebe stundenlang schmachten ließ. Und wiederum stellte sich eine kleine Beschämung für mich ein, als ich nun nicht Rat wußte, wo wir die Bedürfnisse unseres sterblichen Körpers befriedigen sollten. In eine der Stehstufen, wie sie in England üblich sind, konnte ich Helene doch nicht führen, und vor den Hotels bekam mein Geldbeutel den Schlotter.

„Ach, wir gehen einfach zum Simeon!“ sagte sie entschieden. Das war, wie ich von ihr unterwegs erfuhr, ein Landsmann aus Graubünden, der ganz in der Nähe ein feines Restaurant nach Schweizerart führte, das von zahlkräftigen Fremden wie von vernünftigen Engländern gerne besucht wurde. Dort erhielten wir ein reinlich gedecktes Tischchen in einem lauschigen Abteil zugewiesen, wo wir, ob schon mitten in der Welt, unsere eigenen „Herrschaften“ waren und uns bald behaglich fühlten.

Als der Wirt, ein schöner, schwarzbärtiger Mann in den besten Jahren, uns schweizerdeutsch reden hörte, kam er zu uns, und wie er sah, daß wir ganz unschlüssig waren über das Was und Wie, fragte er leutselig: „Darf ich Ihnen ein kleines Mahl zusammenstellen? Sie werden mit mir zufrieden sein; denn ich weiß wohl, was meine Landsleute besonders gerne essen!“ Ich er-

teilte ihm Vollmacht. Er begab sich ans Büffett und bestellte für uns.

Dann kehrte er wieder zu uns zurück: „Sie werden in zehn Minuten bedient sein!“

Er rüstete uns selber die Gedecke, stellte Rosen auf den Tisch, fragte uns dabei lebhaft nach der Heimat aus und meinte, wir befänden uns wohl auf der Hochzeitsreise. Wir lächelten einander zu und ließen uns die süße Zumutung gefallen, worauf er nicht weiter in unsere Privatheimnisse einzudringen versuchte, sondern gleich auf die Kantonspolitik übersprang und bekannte, er gedenke nächstens auch wieder mit seinen stimmfähigen Söhnen und Verwandten für einige Wochen heimzureisen: es handle sich um die Wahl wichtiger Behörden. Die im Ausland lebenden Graubündner dürften nicht zu Hause bleiben, meinte er, wenn es gelte, einmal den Staatskarren aus dem Sumpf zu ziehen und der Wohlfahrt des ganzen Bündnervolkes eine entschiedene Richtung nach oben zu geben.

Das fand ich nun herrlich, daß ein Mann, viel hundert Meilen von der Heimat entfernt und eigentlich ganz außerhalb der Wurfweite von Mutter Helvetias segnender Hand stehend, solchen Opfersinn an den Tag legte, und ich ließ die reine, uneigennützigste Liebe des Mannes hochleben, indem ich Helene aufforderte, mit ihm anzustoßen.

Die Gläser klangen gar schön zusammen, und der Wein war, was seine Aufschrift versprach: ein unbeschnittener, wie Del eingehender goldklarer Kasteler. Helene

und ich waren auf einmal mit der Seele mitten im Lande, wo jener wuchs, im Heimattal, das Simeon auch kannte, weil er seine Weine persönlich einkaufte. Wir sahen die einsamen Wege wieder, die ihr heute, meine Freunde, gewandelt seid, und lebten in der Erinnerung heimatliche Geschehnisse durch, alles mit jenem Goldglanz verklärend, der zum Teil dem jugendlichen Gedächtnis, zum Teil dem duftenden Weine eigen war. Es stellte sich heraus, daß Simeon auch meinen Vater gekannt hatte, und wie er ihn rühmte als einen hilfsbereiten, tüchtigen und zuverlässigen Mann, der ihm manchen guten Rat erteilt habe, wurde mir das Herz weich.

So wohl mir das tat, was er von dem Toten sagte, so schmerzlich berührte mich unmittelbar darauf die Erwähnung der Mutter, ob schon sie noch lebte. Ich befand





Gandria.

mich doch in einem trübseligen Verhältnis zu ihr. Helene mochte bemerken, wie das Bewußtsein davon mein Gesicht verdüsterte, und gab sich Mühe, die Unterhaltung auf etwas anderes zu lenken; allein der heitere Ton von ehemals wollte nicht mehr aufkommen. Der Wirt selber erschrak denn auch, als mir beim Anstoßen auf die Mutter das halbvolle Weinglas unter klagendem Mißklang in der Hand zersprang.

„Da ist etwas nicht in Ordnung,“ sagte er ernst. „Junger Mann, Sie haben etwas gut zu machen!“

Nun war das Erschrecken an mir. Ich entgegnete nichts, sondern verlangte die Rechnung. Ich stürzte ein Glas Wein hinunter, dann ein zweites; allein es gelang mir nicht, das Mißbehagen zu bannen, das mir die unerwartete Situation verursachte. Auch Helene fand kein Mittel.

Als der Wirt die Rechnung, die ebenso ausgezeichnet war wie das delikate Essen, durch einen Kellner präsentieren ließ, kam mich ein gelindes Grauen an. Jetzt begriff ich, wieso der Bündner Gastwirt zu seinem großen Reisekoffer kam, und wußte, was der Champagner in London kostet.

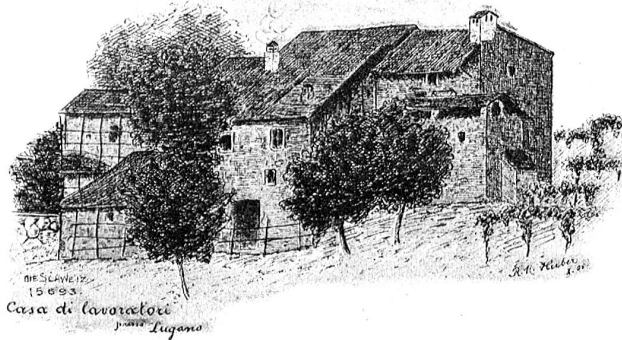
Nachdem ich mich an der frischen Luft ein wenig erholt hatte, schlug ich Helene den Besuch einer Gemäldesammlung vor. Angesichts der Erhabenheit der Kunst hoffte ich am raschesten von der ansteckenden Zämmlichkeit kleinemenschlicher Verhältnisse zu genesen.

In der Doré-Gallerie, die damals eine Anzahl biblischer Bilder beherbergte, entsetzten wir uns über einem Napoleon-Bild, das den Gewaltigen als Christus in blutrotem Mantel darstellte. Dann aber fesselte uns ein Gemälde, das eine Holzzeichnung von Julius

Schnorr von Carolsfeld für unser Empfinden über alle Maßen lieblich ausführte. Es war eine Illustration zu jenem auf den Rahmen gemalten Spruch aus dem Hohen Lied Salomos: „Wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen, so ist mein Freund unter den Söhnen. Ich sitze unter dem Schatten, des ich begehre, und seine Frucht ist meiner Kehle süß. Er führet mich in den Weinkeller, und die Liebe ist sein Panier über mir. Er erquicket mich mit Blumen und labet mich mit Äpfeln; denn ich bin krank vor Liebe. Seine Linke liegt unter meinem Haupte, und seine Rechte herzet mich . . .“

Wir waren weit davon entfernt, das Bild symbolisch aufzufassen, wie es die Kapitelüberschriften im Hohen Liede tun; sondern der edle König, der mit der Macht die Weisheit, den Lebensgenuß und die Gabe verband, unererschöpflich zu lieben, wirkte geradezu vorbildlich auf uns. Kaum hatten wir uns dessen versehen, als wir seinem blumen- und fruchtgeschmückten Thron gegenüber uns auf einem Kanapee niederließen und eine ähnliche Stellung, wie „Die Ruhe der Freundin unter dem Schutze des Freundes“ — so war das Bild benannt — uns einander nahe genug brachte, um die Liebe atmende Traulichkeit jenes Bildes nachzufühlen und mitzuerleben.

Niemand war im Saale. Aus dem Vorgemach hörte man von Zeit zu Zeit das sanfte Schlurpen eines laut- schuhbeschuhten Dieners. Helene neigte sich sprachlos an meine Seite und ließ ihren Arm über meine Knie herunterhängen. Meine Linke lag unter ihrem weichen lockigen Haupte, und meine Rechte herzte sie. Wohl standen uns keine tamburinschlagenden Jungfrauen zur Rechten, die uns zum frohen Genuße des Lebens auf- forderten, zur Linken keine schwertbewehrten Krieger,



die mich an die Pflichten des mächtigen Herrschers erinnerten; allein die Elemente zu alledem waren in uns lebendig geworden.

Sie ruhte in meinem Schutze und schlug sanft die Augen nieder; ich aber kam mir beglückter und mächtiger vor als Salomo und wachte in heiliger Scheu über ihr. Ja, ein König war ich, hatte herrliche Gesichte, sah mich in der Zukunft groß und geehrt und fühlte mich wert, der Tempelhüter der guten Mädchenseele zu sein, die mir das göttliche Schicksal anvertraut hatte. Wenn Salomo dort die eine Hand schützend über seiner Freundin Haupt hielt und jede Ruhestörung von ihr abwehrte, so hielt ich die meine über ihre Augen, damit kein Lichtstrahl diese treffe und Helene — wecke; denn mittlerweile war mein Liebchen eingeschlafen. Wahrhaftig, sie schlummerte an meiner Brust. Ein süßer Friede lag auf ihrem Angesicht, ein gemütvollcs Lächeln umspielte ihren schönen, regelmäßigen Mund, der leicht geöffnet war und gesunde Zähne hervorschimmern ließ. Wie tief war ich beglückt über das volle Vertrauen, mit dem sie sich meinem Schutz überlassen hatte! Ja, so sollte sie stets bei mir geborgen sein, nahm ich mir vor und beschwor es im stillen, und ich fühlte dabei, wie das bißchen Güte, das in mir war, lebendig wurde und wuchs in meiner Brust, wie ein verborgener warmer Quell, der sich der Welt zu erschließen drängt und mit seinen Wellen an die bebende Oberfläche pocht.

Allein nicht einmal diejenige, der ich mich gerne mit dem ganzen Reichtum meines Gefühls zu eigen gegeben hätte, merkte etwas von diesem Drange. Ihre

Gelassenheit befahl meinem Herzen Schweigen.

Und als sie dann nach einigen Minuten erwachte und verwirrt die Augen aufschlug, stürzte mich ihr Benehmen aus dem Himmel meiner zärtlichen Betrachtung.

Hastig richtete sie sich zu völliger Korrektheit auf, strich sich das Kleid glatt und hauchte in Bestürzung: „Gott, was hab' ich getan!“

„Gar nichts, mein Schatz!“ suchte ich sie zu beschwichtigen.

„Bitte, verzeih' mir! Der Wein ist schuld daran. Ich hatte mir den Genuß schon lange abgewöhnt . . . Und dann, ich bin seit vier Uhr früh auf . . .“

„Aber ich bitte dich: was soll ich dir verzeihen? . . . Daß du mich um eine Seligkeit reicher gemacht hast! Sieh doch, was dort auf dem Rahmen steht: ‚Er führet mich in den Weinkeller, und die Liebe ist sein Panier über mir!‘“

„Ja, aber von mir darf es nicht heißen: ‚Denn ich bin krank vor Liebe!‘ Nein, ich muß mich ja schämen! Was ich tat, entspricht wirklich nicht dem guten Ton.“

„Ach so!“

Ich war verstimmt. Sofort fiel mir ein, daß ich einmal das Buch vom guten Ton bei ihr gesehen hatte.

„Gedenkst du dein ganzes Leben nach den Vorschriften irgendeiner Pensionismutter einzurichten?“ bemerkte ich etwas bitter.

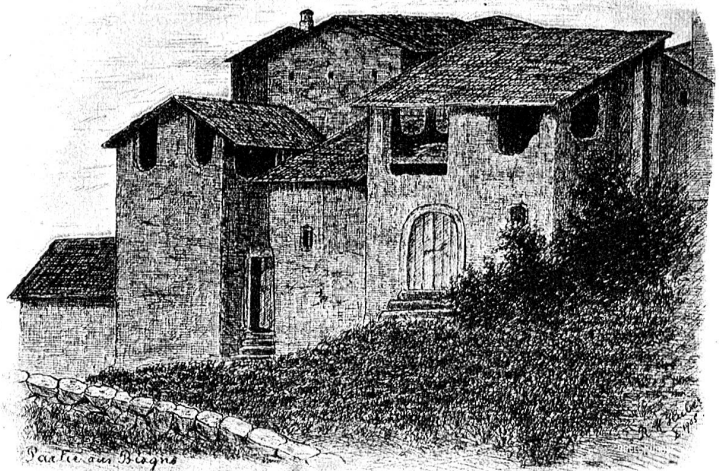
„Der gute Ton gehört nun einmal zur modernen Kultur!“

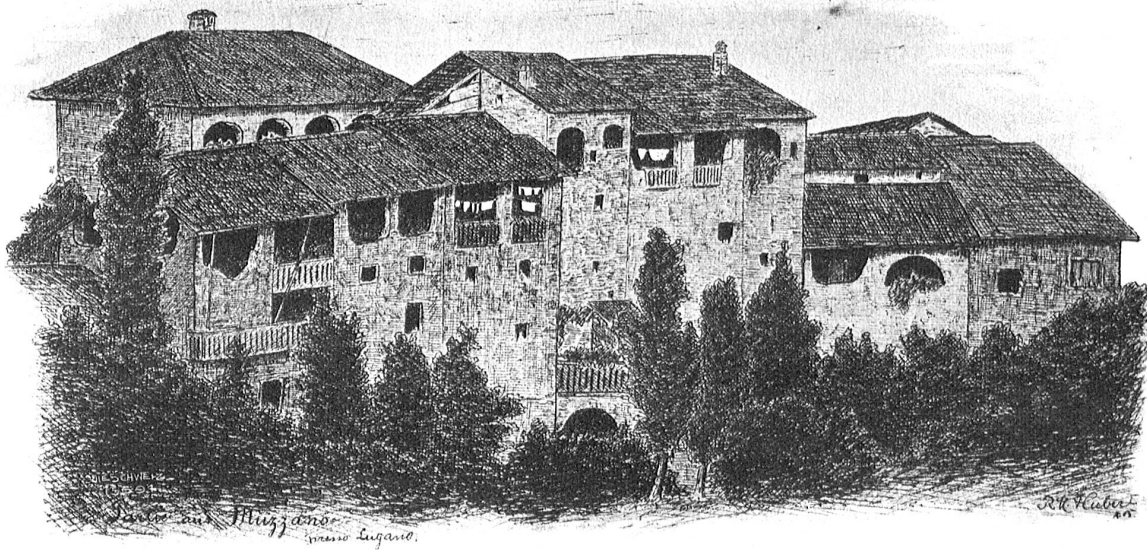
„So, so . . . Ich für meinen Teil pfeife auf diese Kultur, wenn ihr Hauptbestandteil, die Liebe, sich nach ihrer Vorschrift hinter toten Formeln verschanzen, wenn sie der Vertraulichkeit, der unbedingten Hingabe entsagen soll!“

„Lieber Paul, wir leben doch nicht im Zeitalter Salomos!“ entgegnete sie mit einem Anflug von Rechthaberei und tautenhafter Ueberlegenheit.

„Ja, da hast du recht, Helene . . . Leider!“

„Wie meinst du das?“





„Sieh dir jenes Bild doch an: was für eine ruhige Liebe, was für eine rückhaltlose Vertrauensseligkeit daraus spricht! Werden sich die da gekümmert haben um das, was die Welt von ihnen denkt? Ist nicht das eine ganz für das andere da? Sind sie nicht eine Liebe, ein Leben? . . . Und sollte nicht die Liebe unserer Tage, wenn anders die Entwicklung der Kultur kein leerer Schall genannt sein will, um so vertraulicher, reiner, tiefer sein? Oder wäre das ein Fortschritt im geselligen Zusammensein der Menschen, wenn sie sich hinter Masken verkröchen und äußerlich etwas ganz anderes spielten, als was sie innerlich leben, wenn also Kultur gleich Komödie wäre?“

„O du ewiger Weltverbesserer!“

„Nein, dieses Namens will ich mich nicht rühmen. Allein ich glaube, die Welt werde von selbst besser, wenn jeder aufrichtig das scheinen will, was er ist, und das ist, was er scheinen möchte . . . Wir muß es weh tun, wenn du es bereust, deine Ruhe im Schutze des Freundes genossen zu haben. Begreifst du?“

„Es mag sein,“ sagte sie jetzt weich; „aber ich muß es mir doch noch überlegen.“

Wir erhoben uns, stiegen wortlos die Treppen hinunter, die lange Oxford-Street hinaus, vorbei an viel tausend Menschen, die uns aber alle gleichgültig waren wie die Holzziegel des Straßenpflasters. Einmal senkte ich auf.

„Was quält dich, Paul?“ fragte sie besorgt.

„Ach, daß wir doch mit salomonischer Liebe im Herzen soviel tausend Jahre nach Salomon leben müssen!“

„Du, Paul,“ bemerkte sie jetzt aufmunternd, „nimm

doch das alles nicht so ernst! Wir wissen ja noch gar nicht, was Liebe ist!“

„Es stimmt. Da hast du wiederum recht. Wie klug du bist!“ sagte ich lachend; aber im Herzen war mir nicht wohl dabei.

Mittlerweile waren wir beim Portal eines der schönen Parks im Osten Londons angelangt. Ich weiß nicht mehr, war es der Regent- oder der Hyde-Park.

Gleich hinterm Eingangstor stand das eiserne Denkmal Byrons, der da, das weitausschauende Haupt feck emporgeworfen, über die verheuchelte Welt hinweg zum Himmel blickt, der steifsteinenen Gesellschaft von heute trotzig und frei die offene Brust darbietend.

„Siehst du,“ rief ich triumphierend aus, „der da hat auch auf die Welt gepfeifen, der hat gelebt, geliebt und gewirkt wie ein Salomon! Der war sein eigener König und beugte sich in seiner Herrlichkeit nicht vor den Paragraphen des guten Tons . . .“

„Gut . . . Und ist an seiner Herrlichkeit zugrunde gegangen!“ bemerkte Helene ernst.

„Allein er war einmal und wird darum sein; er lebt in seinen Werken, weil sie der unverfälschte Ausdruck seines bedeutenden Wesens sind; wer nur scheint, wird niemals wirken, niemals sein! Ich bin ferner der Ueberzeugung, daß jeder darauf ausgehen muß, das ganz zu sein, was er von Natur aus ist und werden kann; nur so wird die Schöpfung, die eben nicht abgeschlossen ist, sich immer mehr vollenden, wird der Wille Gottes sich durch die Menschen erfüllen können . . .“

„Du Paul,“ unterbrach sie meine eifrige Ergießung,

„wir wollen doch lieber den Herrgott nicht in den Straßenkot herabziehen!“

„Das tut seiner Herrlichkeit, die für mich, wie das Bild der Sonne, aus jeder Pfüge strahlt, keinen Abbruch.“

Ich hatte das Gefühl, als dürfte ich mir von meiner Geliebten nicht das Maul verbinden lassen, als gelte es, ihr zu zeigen, daß ich mich nicht in allen Dingen ihrem Willen unterordnen wolle. Der Mann erwachte in mir, der herrschen will. Und so fuhr ich denn eine Zeit lang in diesem Tone fort, bis sie mich plötzlich am Arm festhielt und sagte: „Paul, heute morgen hat der Prediger in der St. Paulskirche auch das Thema von der Offenbarung durch alles, was da Oben hat, besprochen; nur hatte er nicht deine Bilder!“

„In der Paulskirche warst du?“ rief ich nun erregt. „Da war ich ja auch. Und wir sahen einander nicht, und keines fühlte die Gegenwart des andern!“ Beide waren wir also vor der Zeit des Stellbichens in London eingetroffen. Das gefiel mir; aber dafür gab mir das andere wieder zu denken, und sie bemerkte es.

„Das will ja nichts bedeuten. Schön aber ist es, daß uns derselbe Drang in jene geweihten Räume führte, und du mußt mir meine Äußerung von vorhin

nicht so auslegen, als wäre es mir unangenehm, daß du den höchsten Dingen nachdenkst und darin lebst.“

„Das freut mich. Aber wenn wir wirklich darin leben, unser Herz davon voll ist, dann kann ich wieder nicht begreifen, warum ich nicht hier und nicht dort, sondern nur an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Stunde von jenem Höchsten, das überall und zu jeder Zeit vor mir liegt, im Großen und im Kleinen, im Glanz und im Schmutz, sprechen soll!“

Helene fühlte meinen Worten die Erregung an und schwieg. Nach einer Weile legte sie ihren Arm, sanft und leicht, in den meinen. So kamen wir an eine Stelle am Parksee, die uns zum Rasten einlud. Eine Trauerweide mit einer Bank, die rund um den Stamm herumging, stand nahe am Wasser im grünen Rasen. Wir schlenderten dorthin und fühlten uns bald unter dem Baume, der mit seinem grünen Haar den blanken Spiegel des Teiches verhängte, wie hinter einem Schleier vor den zudringlichen Blicken der Welt geborgen. Da ließen wir die Wasser zu unsern Füßen heranzuplättern und den Blick ins Weite schweifen, zu den Schwänen, die ruhig über die Fläche glitten, und hinüber zu den stämmigen Eichen mit ihren runden Kronen, deren hellgrünes Laub noch von einem rostfarbenen Ton überhaucht war.

(Fortsetzung folgt).

Zwei Gedichte von Hermann Hesse.

Auf einer Nachtwanderung.

(Wilhelm von Scholz gewidmet).

Herwandernd aus den Bergen durch die Nacht
Hat mich der Weg durch fahle Wiefensäume
Und weiche Schatten unsichtbarer Bäume
Uns offene Tor der alten Stadt gebracht.

Durch eine lange Straße schritt ich sacht,
Und nirgends schien aus all den schwarzen Scheiben
Ein einzig Kerzenlicht und lud zum Bleiben,
Und alles schlief, und überall war Nacht.

Erst, da ich wieder weit im Felde ging
Und rückwärts auf die wunderbarlich gebaute,
Schlafwirre Flucht der dunkeln Giebel schaute,
Sah ich ein Licht, das hoch im Turme hing.

Und oben am Giebel war Einer wach;
Der trug am Strick die schaukelnde Laterne
Und bog sich vor und schaute in die Ferne
Und meinen kaum gehörten Schritten nach.

Manchmal

Manchmal, wenn ein Vogel ruft
Oder ein Wind geht in den Zweigen
Oder ein Hund bellt im fernsten Gehöft,
Dann muß ich lange lauschen und schweigen.

Meine Seele flieht zurück,
Bis wo vor tausend vergessenen Jahren
Der Vogel und der wehende Wind
Mir ähnlich und meine Brüder waren.

Meine Seele wird ein Baum
Und ein Tier und ein Wolkenweben.
Verwandelt und fremd kehrt sie zurück
Und fragt mich. Wie soll ich Antwort geben?